Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 30

Artikel: Missverstanden
Autor: Bode, G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645279

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Eigentlich nichts für die Komtesse. Eine Dame kann hier des Nachts nicht über die Straße gehen, geschweige denn in eine Kneipe!“

„Wir sind doch zwei starke Männer! Riskieren wir's!“

Marcella schaute ihn an, dankbar, schmelzend glücklich: „An meinem Stambuler Ruf ist nicht mehr viel zu verderben! Aber es muß doch sein! Wie kann ich sonst mein Buch schreiben! Ich muß doch erleben!“

Wie mußt du gerade, du mit der zarten Haut, du mit dem Schmetterlingsherzen, unter dem Tadel leiden, den du dir um einer kleinen Eitelkeit willen zuziehst! dachte Bubenberg. Sie erinnerte ihn an den Typ der mimosenhaften Tuberkulösen in den Schweizer Luftkurorten, die auch immer das tun müssen, was ihren Husten reizt, immer sündigen und leiden. Hatte sie T. B.? Nein, ausgeschlossen. Nur im Typ!

Sie gingen nicht die große Straße hinunter, auf der Bubenberg am Nachmittag heraufgefahren war, sondern bogen am Hotel rechts ab, folgten einer mauerbeengten Treppe und gerieten auf einen abschüssigen, schlecht beleuchteten Weg mit zerrissenem Pflaster. Er führte an verwahrlosten, aus den Fugen geratenen Häusern entlang. Aus Angst vor dem Vornüberfallen schmiegten sie sich eng aneinander.

Das Merkwürdigste aber war, daß die ganzen Gassen lebten. Aus den Luken und Kellerwinkeln leuchteten Tieraugen. Jeder Schritt schreckte einen Hund oder eine ganze Familie aus irgendeinem Schlupfwinkel hervor. Die unheimlichen Schatten jagten flüchtend und heulend davon. Die Dunkelheit der Nacht war durchsetzt mit einem erschreckenden verzweifelten Gebell und Geheul. Bubenberg hatte bei Tag auf der kurzen Fahrt durch die großen Verkehrszüge wohl ein paar verwahrloste Hunde gesehen. Dies fiel nicht weiter auf. Aber jetzt auf einmal brachen ganze Schwärme und Horden aus Gassen und Häusern hervor. Eine unheimliche Macht, die die nächtlichen Straßen beherrschte.

Marcella war begeistert, einen Menschen gefunden zu haben, dem dies neu war.

„Haben Sie denn nie von den wilden Straßenhunden gehört? Sie sind das Interessanteste in ganz Konstantinopel. Ein Hundestaat in der Stadt, mit Gesetzen, mit Provinzen, mit Heerhunden und Polizeiwächtern — vielleicht die einzige Ordnung, die unter diesem merkwürdigen Himmel überhaupt besteht. Ich habe sie studiert. Ich kenne die einzelnen Stämme, die in den verschiedenen Vierteln leben, streng gesondert. Darüber schreibe ich doch mein Buch. Und Vivy, das ist meine Schwester, erzählt immer und jedem, daß aus mir nie etwas werde. Sie hat doch die Frechheit gehabt, in der Botschaft zu sagen, daß ich nur einen Stoß weißer Blätter auf meinem Schreibtisch liegen hätte. Ich fange ja manchmal von vorn an, weil mir immer wieder der Anfang nicht mehr gefällt. Aber die Verleumdung mit den weißen Blättern ging denn doch zu weit. Ich zog eben aus.“

Fortsetzung folgt.

Nachtwanderung

Zur Heimkehr stieg ich vom Gebirge nieder,
Nacht sank herab mit schwärzlichem Gefieder;
Am Horizonte nur in grauer Ferne
Vereinzelt grüßten mich verlor'ne Sterne.

Dem Glanze nach, der über mir nicht brannte,
Schritt ich die Straße fort, die unbekannte,
Und wo die Lichter mir geschimmert hatten,
Da stieg ein Dorf hervor aus Waldesschatten.

Und was ich erst als Sternenblinken schaute,
Zum lichten Fenster ward es einer Baute:
Darinnen knieten Mann und Weib, schon greise,
Der Alte sprach den Abendsegen leise.

Ernst Frei.

Mißverstanden

Von G. Bode

Das Telephongespräch begann wie so viele Gespräche unter Freundinnen:

„Hallo, Micheline, wie geht es dir?“

„Hallo, Ninon, was treibst du?“

Zwei junge Frauen plauderten über das Wetter, über Hüte und über den neuesten Gesellschaftsklatsch.

„Denk dir, Micheline, die d'Arcauts lassen sich scheiden.“

„Ich weiß, Ninon.“

„Und weißt du auch, daß Georges Frapier die kleine Simone Latour heiratet?“

„Nein. Das habe ich nicht gewußt.“

Michelines Stimme klingt auf einmal so verändert. „Ist das ganz sicher?“

„Natürlich! Simone hat es mir gestern erzählt. Er ist doch ein Freund deines Mannes, nicht wahr?“

Micheline sagte ganz leise: „Ja.“

Dann saust es in ihren Ohren und wie im Traum, in einem furchtbaren, bösen Traum, hört sie Ninons zwitschernde Stimme durch den Draht weitersprechen und vernimmt die Details dieser Nachricht, die ihre Todesnachricht ist.

„Sie wollen sehr bald heiraten. Er kann es gar nicht erwarten, sagt Simone, und er ist ganz lächerlich verliebt.“

Micheline sagt Ninon Adieu. Sie kann nicht weiter hören, sie will es auch gar nicht — all diese Lügen über Georges — denn es müssen Lügen sein, lächerliche Einbildungen. Und im gleichen Augenblick weiß Micheline, daß es Wahrheit ist, daß Georges, den sie seit zwei Jahren liebt, der sie liebt, eine andere Frau heiraten wird.

Jetzt müßte man weinen können, hemmungslos, verzweifelt laut weinen. Aber im Nebenzimmer arbeitet Francois, das Mädchen ist in der Nähe, und wenn Micheline weinte, kämen der Gatte und die Zofe erschreckt zu ihr; Micheline konnte nie weinen und lachen, wann sie es wollte — sie hatte sich gewöhnen müssen, Komödie zu spielen, zu sagen: ich gehe zum Friseur, wenn sie Georges besuchte, und wenn sie von ihm sprach, es mit der überlegenen Ruhe der Dame der großen Gesellschaft zu tun, die über einen recht netten Freund des Hauses spricht.

Zwei Jahre hat dieses Spiel gedauert. Zwei herrliche Jahre, in denen man einander liebte, einander gehörte, in denen Michelines Ehe nur aufrecht blieb, weil Georges zu arm war, um der schönen, verwöhnten Frau all den Luxus zu geben, in

dem sie aufgewachsen war und den sie an Francois' Seite genoß. Niemand wußte davon, keine Freundin, kein Freund. Niemanden gibt es, zu dem Micheline jetzt kommen könnte und fragen: „Ist es denn möglich, daß ein Mann so lügt, tagelang, wochenlang? Daß man nicht weiß, daß er an eine andere denkt, während er mich umarmt?"

Micheline sitzt zusammengekauert in ihrem Sessel, wühlt die Hände verzweifelt in die dunklen Locken und preßt die blassen Lippen fest zusammen. Sie darf nicht weinen, sie darf nicht schreien, sie darf auch nicht zu ihm gehen und ihn fragen — denn vielleicht ist die andere dort. Das Telephon hängt kalt und ruhig an der Wand, und er ruft nicht an — er darf ja jetzt nicht anrufen und, wenn er es täte, so müßte sie ruhig und heiter mit ihm Konversation machen, denn vielleicht hört Francois jedes Wort.

Sie kann nichts tun. Was kann man denn tun, wenn einen ein Mann verläßt? Müde, traurig schleppt sich Micheline zum Schreibtisch. Sie öffnet ein kleines Geheimfach und entnimmt ihm alle die Briefe, die ihr Georges in der herrlichen Zeit ihrer Liebe geschrieben. Hauptpostlagernd — alle diese Briefe waren das einzige Geschenk, das sie von ihm empfing. Alles andere wäre zu auffällig gewesen, hätte Verdacht erregen können. Micheline hält die Briefe in der Hand, ohne sie zu lesen. Mit einer wehen Geste schleudert sie das ganze Päckchen in den Kamin. Die Flammen lodern noch einmal hellauf — dann ist der einzige Beweis dieser Liebe vergangen, wie ja auch Georges Liebe vergangen ist.

Keine Träne fließt über Michelines Wangen, als sie, sehr blaß, ihren letzten Brief an Georges schreibt:

„Geliebter, warum hast Du mir nicht alles gesagt, warum muß ich von fremden Leuten erfahren, daß Du diese Frau liebst, wirklich liebst, und daß ich Dir nichts mehr bedeute? Ich weiß, daß Liebe vergehen kann, auch wenn ich Dich noch immer liebe, so wie am ersten Tag. Ich werde Dir keine Schwierigkeiten machen, dazu hat keine Frau das Recht, wenn sie den Mann, den sie liebt, nicht mehr halten kann. Du sollst glücklich mit ihr werden, so glücklich, wie Du es mit mir nie warst, und Du sollst nicht mehr an mich denken, denn ich werde Dich immer lieben, immer nur Dich. Ich werde fortfahren, mit irgendeiner Freundin, wenn ich hierbleibe, müßte ich zu sehr leiden. Und wenn ich zurückkomme, wirst Du mit einer anderen Frau verheiratet sein und alles, was mit mir war, wirst Du vergessen haben."

Micheline steckt den Brief in einen Umschlag, Micheline zögert einen Augenblick, ob sie ihn auch zur Post geben soll. Vielleicht wäre es klüger, den Brief zu zerreißen und wegzufahren, ohne ein Wort zu sagen — in diesem Augenblick betritt Francois das Zimmer. Sieht er, daß seine kleine Frau totenblaß ist? Oder frägt er nur mechanisch: „Wem hast du denn geschrieben?"

Micheline hebt die müden Augen. „Tante Louise."

Francois hat sich dem Schreibtisch genähert. „Laß mich ein paar Grüße dranschreiben. Sie freut sich bestimmt."

Micheline will protestieren. Wieder muß sie lügen, zum letzten Male lügen. Sie will den Brief verstecken und bettelt wie ein kleines Mädchen:

„Bitte, nicht lesen. Es steht ein kleines Geheimnis drin, eine Ueberraschung für dich."

Francois lächelt. „Du bist ein Kind, Micheline. Ich werde den Brief ja nicht lesen. Ich will der alten Dame bloß ein paar Zeilen darunterschreiben. Also, gib ihn her."

Micheline zittert. Sie kann den Brief nicht geben. Wenn er nur ein einziges Wort liest, nur ihre nervöse, über das Blatt fliehende Schrift sieht, weiß er, daß dieser Brief nie an eine Tante gerichtet ist. Nun müßte der Blitz einschlagen, nun müßte irgend etwas geschehen, was Francois verhindert, diesen Brief zu lesen.

Aber es geschieht nichts. Francois entwindet, noch immer lächelnd, Michelines Händen den Brief. Da läutet das Telephon.

„Bitte, Micheline, sprich du, ich will nicht gestört werden."

Und während Micheline spricht, sieht sie mit weitaufgerissenen Augen, wie Francois den Brief Wort für Wort liest.

Jetzt muß der Blitzschlag kommen. Jetzt ist alles vorbei. Nun weiß er alles.

Auch Francois ist sehr blaß geworden. Dann sagt er leise:

„Warum hast du mich angelogen? Warum hast du gesagt, daß du Tante Louise schreibst?"

Micheline kann nicht antworten. Sie fühlt ihr Herz bis zur Kehle hinauf schlagen, so laut und schmerzhaft. Warum spricht er so ruhig? Warum schreit er nicht? Warum schlägt er sie nicht? Alles wäre besser als dieses Schweigen, dieses lähmende, nervenzermürbende Schweigen, und dieses Brennen in Michelines Augen. So brennen Tränen, die sich verströmen wollen — aber Micheline darf nicht weinen.

Francois ist aufgestanden und legt nun sehr vorsichtig, als hätte er Angst, ob sie diese Berührung dulden würde, seine Hände auf Michelines Schultern. Dann beginnt er stockend:

„Man hat dich nicht ganz richtig informiert, Liebling. Diese Gerüchte sind stark übertrieben. Ich muß zugeben — ich hatte einen kleinen Flirt — aber alles andere ist unwahr, das schwöre ich dir; ich habe nie ernstlich daran gedacht, mich scheiden zu lassen."

Er versucht ungeschickt, Micheline zu umarmen, und die Frau läßt es apathisch geschehen. Sie streicht sogar sehr leise über sein Haar. Dann sinkt sie in sich zusammen und weint. Sie weint jetzt fassungslos, schluchzt verzweifelt vor sich hin — jetzt darf sie weinen — jetzt ist ja kein Grund vorhanden, und es hat den Anschein, als würde dieses Weinen nie enden. Während Francois versucht, ihre Tränen zu trocknen, kann er sich eines Gefühls der Befriedigung nicht erwehren, daß ihn seine schöne Frau so sehr liebt.

Das Leben

Es wird nun einmal stets im Leben
Verschied'ne Menschenarten geben.

Die einen, welche Bäume pflanzen,
Die andern, drum herum zu tanzen.

Die dritten, trotzige Gesellen
Die Bäume mit der Axt zu fällen.

Die vierten endlich, aus dem Boden
Auch noch die Wurzeln auszuroden.

Es können nun mal hier auf Erden
Nicht alle gleichen Sinnes werden.

Der eine lacht, die andern weinen,
Die Großen sind verhaßt den Kleinen.

Die Kleinen werden von den Großen
Bald hier, bald dort hineingestoßen.

Die Jungen glauben nicht den Alten
Weil sie sich für die Starken halten.

Die Alten, die sich durchgerungen,
Seh'n hart von oben auf die Jungen.

Die einen geben, andre sparen,
Die einen gehen, andre fahren.

Der will den Krieg und der den Frieden.
So sind und bleiben sie verschieden.

Erziehung, Neigung, Blut und Triebe,
Umgebung, Zufall oder Liebe

Treiben die Menschen in tausend Geleise
Jagen sie, plagen sie, dreh'n sie im Kreise.

Du mußt es schon geschehen lassen,
Daß sie sich lieben oder hassen,

Wenn jeder nur im eignen Kreis
Zu geben und zu wirken weiß.

Walter Schweizer.